

Hohenstein-Ernstthal'sches Tageblatt

Amtsblatt.

Nr. 226.

Sonntag, den 28. September 1913.

Zweites Blatt.

Erntedankfest.

Der liebe Gott mit milder Hand
Bedeckt mit Segen rings das Land;
Stand nicht die Saat in voller Pracht,
Ein Zeuge seiner Güte und Macht?

Nun ernte, Mensch, was du gesät!
Sei froh und sprich ein fromm Gebet,
Und gib von dem, was dir verliehen,
Auch deinen armen Brüdern hin!

So streust du neue Saaten aus,
Und ew'ger Segen blüht daraus.
Dann wird dein Herz voll Sonnenschein,
Ein Erntedankfest dein Leben sein.

Robert Reinid.

Erntedankfest wird gefeiert, so lange die Erde steht. Nicht nur aus Freude am Wachsen und Reifen und am Ertrage saurer Arbeit. Auf dem Acker lernte der Mensch zuerst, sich von Gott abhängig zu fühlen. Das erste Opfer, von dem die heilige Schrift erzählt, war ein Erntedankfest. Saat und Ernte sind die ersten Bilder im Religionsbuch der Menschheit. Auf dem Erntedankfest liegt die Weihe der Jahrtausende.

Erntedankfest wird gefeiert, soweit die Welt geht. In dieser Feier begegnen sich alle Religionen. Erntedankfest wird die Menschheit immer wieder wachen, sich zur Freude, Gott zur Ehre! Kein Erntedankfest geht vorüber, ohne daß hier oder dort in der Welt der höchste Herr des Alters sich sehen, seine Hand fühlen läßt.

Die Kirche feiert an ihren Festen sonst Gottes Friedenstaten zum Teil der Seele. Am Erntedankfest kommt ihr feiernd zum Bewußtsein, daß auch das irdische Leben und seine Erhaltung eine Gottesgabe, etwas Gottgewolltes ist, daß Gottes Reich hineingebaut ist in die irdische Welt, daß seine Bürger Menschen von Fleisch und Blut sind. Keiner hat dafür ein so lazes Verständnis gehabt, wie der Menschensohn. Wiederholt sehen wir im Evangelium das Brot der Welt recht eigentlich in seiner segnenden Hand. Er nimmt nicht nur für sein geistliches Reich Saat und Ernte zum Gleichnis, nein, Saat und Ernte sind ihm Realitäten, mit denen er rechnet und an die er anknüpft, wo er als der Sohn seines himmlischen Vaters wunderbar sorgt und aussteift. Er betont, daß seine Jünger bei ihm nie Mangel gehabt, und er blüht dankend auf zum Himmel, wenn er das Brot bricht. Die schlichte Gabe der Natur ist ihm nicht zu gering, ein Wegweiser zu dem Gott aller Güte zu werden.

In Zeiten wirtschaftlichen Ausgleichs durch den Weltmarkt ist das Ernten scheinbar unabhängig von höheren Potenzen und das tägliche Brot höchstens für den, der selber den Acker bestellt, an den Segen von oben gebunden. Aber so denken, ist Täuschung. In Wahrheit liegt eine unerföhlliche Freudenweihe auf allem Reben aus Gottes Hand. Das Danken mehrt den Gewinn und abtötet den Genuß. Wer mit Dankagung sein täglich Brot empfängt, der wird reich in Gott und findet in jeder Not die Tür, an die er nicht umsonst anklopft. Danken stärkt den Glauben. So wollen wir Erntedankfest feiern als ein Dankfest unserem Gott, an dessen Segen noch immer alles gelegen ist.

Streifzüge durch die neue Türkei.

Von Dr. Adolf Grabowsky.

Konia und die Deutschen.

Von allen Städten im Innern Kleinasiens hat Konia die größte Zukunft. Es liegt am Endpunkt der Anatolischen Bahn, am Beginn der Bagdadbahn, inmitten einer riesigen Hochebene. Man glaubt in Europa sehr häufig, daß Kleinasien subtropisches Klima habe. Das ist richtig nur für einen Teil des südlichen Küstenlandes, namentlich Cilicien, das prall gegen den Mittelmeer hin liegt und in das durch die hohe Kette des Taurus die Nordwinde nicht eindringen können. Das Innere Kleinasiens liegt viel zu hoch, als daß es andauernde Wärme haben könnte. Bei Konia ist die Ebene mehr als 1000 Meter über dem Meerespiegel und weiter südlich nach dem Taurus hin steigt sie an verschiedenen Stellen noch höher. So ist der Winter in Konia sehr kalt und Kälten von 30 Grad Celsius sind keine Seltenheit. Der Sommer wiederum ist bei der kontinentalen Lage der Stadt außerordentlich heiß. Die Hitze aber ist nicht feucht, wie in Cilicien — dort hat die Luft im August durchschnittlich 85 Prozent Feuchtigkeit, gehalten bei einer Durchschnittstemperatur von 35 Grad Celsius im Schatten —, sondern es herrscht trockene Wärme. So ist der Gesundheitszustand Konias gut. Malaria tritt nur sehr vereinzelt auf und auch andere ansteckende Krankheiten sind selten. Zudem liegt in der Nähe der Stadt

in einstündiger Wagenfahrt bequem zu erreichen — ein liebliches Tal voller Schatten. Hier sind — die Ortschaft heißt Meram — die Landsitze der vermögenden Leute, in denen sie behaglich den Sommer verträumen.

Die Stadt hat vielleicht 60 000 Einwohner. Es ist aber ganz sicher, daß sie in kurzer Zeit 100 000 zählen wird. Ist erst einmal die Bagdad-Bahn ausgebaut, sind vor allem erst die Berge des Taurus bezwungen, so wird ein sehr starker Personenverkehr durch Anatolien hindurchführen. Bis jetzt laufen sich die Anatolische und die Bagdadbahn an der Nordseite des Taurus lot und beginnen erst im Süden des Taurus wieder. Damit kommt für den, der etwa von Adana oder Merzina nach Konstantinopel will, nicht der Landweg in Betracht, sondern nur der lange Seeweg um ganz Kleinasien herum. Das wird künftig anders werden. Auch die Bewohner der großen Städte Nordsyriens, vor allem die von Beirut und Aleppo, werden dann nach Konstantinopel zu Lande fahren. Ist aber erst einmal die Bagdadbahn bis Bagdad durchgeführt, so wird ohne Zweifel ein großer Teil des Personenverkehrs nach Indien von ihr aufgenommen werden. Auch die indische Post wird diese Route wählen.

Die meisten Reisenden aber werden nicht an Konia vorbeifahren, sondern werden die Stadt als einen willkommenen Haltepunkt auf dem langen Wege betrachten. Heute verkehren auf der Anatolischen Bahn und der Bagdadbahn nur Tageszüge. Man fährt von der Neuen Brücke in Konstantinopel mit einem kleinen Dampfer um 8 Uhr morgens fort und ist 20 Minuten später drüben auf der asiatischen Seite in Saidar Pascha, wo der Zug bereitsteht. Am gleichen Tage trifft man 7,15 Uhr abends in Eskishehr ein, der ersten Nachstation. Am nächsten Morgen schon um 5 Uhr fährt der Zug weiter und man ist nach einer überaus langen und zum Teil sehr langsamen Fahrt abends 1 Uhr in Konia; im ganzen braucht man also — den Nachtentwurf nicht gerechnet — etwas über 26 Stunden. Die durchfahrene Strecke ist 750 Kilometer lang, jedoch also auf die Stunde etwa 30 Kilometer fallen. Das ist im Vergleich zu griechischen Bahnen noch eine ganz respectable Schnelligkeit, namentlich wenn man bedenkt, daß das Terrain stellenweise stark kuppig ist. Es ist aber natürlich gar nichts für eine Weltlinie — und das wollen die Anatolische Bahn und die Bagdadbahn künftig sein. Man hat denn auch den Unterbau der Bagdadbahn wie auch die Lokomotiven dieser Bahn von allem Anfang an auf 100 Kilometer Stundengeschwindigkeit eingerichtet und ist dabei, den Unterbau der Anatolischen Bahn, der sehr viel leichter ist, entsprechend zu verstärken. In Zukunft werden die Züge Tag und Nacht rollen und man wird, legt man nur eine durchschnittliche Geschwindigkeit von 50 Kilometer zugrunde, in 15 Stunden von Konstantinopel aus in Konia sein. Fährt man also wie bisher um 8 Uhr morgens von der Konstantinopeler Brücke ab, so wird man am gleichen Tage nachts 11 Uhr in der alten Hauptstadt des Seltschulnreiches ankommen. Hier wird man die Nacht bleiben und sich am andern Tage die Herrlichkeiten der Stadt anschauen.

Es sind Herrlichkeiten vorhanden, Schönheiten, die bisher nur dem Islamforscher bekannt sind, die aber, bringen sie erst in ein weiteres Publikum, die Stadt hochberühmt machen werden. Konias große Zeit war unter dem Seltschulnherren Ala eddin Kai Khobad dem Ersten, der von 1219—1236 regierte. Die Seltschuln sind ein türkischer Stamm aus der Nähe des Aralsees, der um 1000 von Seltschul zum Islam bekehrte wurde. Schon unter Suleiman, der 1086 starb, war der Stamm bis Konia vorgezogen, das 1073 Hauptstadt des Reiches wurde. Die seltschulische Kultur stand höher als die türkische unserer Zeit. Was Ala eddin und seine Nachfolger an Moscheen, Bädern, Karawansereien und Grabmälern in Konia und anderswo in ihrem Reich bauten, ist von einer Größe der Empfindung, daß man nicht versteht, wie die heutigen Türken überhaupt mit jenen Seltschuln zusammenhängen können. Auch wenn man die Baukunst der Araber in Spanien vergleicht, kann doch die seltschulische Kunst in Konia sich getrost danebenstellen. Die arabisch-spanische Kunst ist häufig monumentaler und einen Eindruck, wie man ihn in der Moschee zu Cordoba erhält, wird man in Konia nicht bekommen. Wo dagegen die arabische Kunst in Spanien leicht werden will, gerät sie oft ins Süßliche. Ich bin in der Alhambra wie auch in dem nachmaurischen Alcazar in Sevilla einen süßlichen Geschmack nicht los geworden. Die seltschulische Kunst jedoch ist bei aller Süße doch immer von einer zurückhaltenden Kraft. Man merkt, da waren Leute an der Arbeit, die nicht der Sekundäranale und der Tertiäranale, sondern die noch mit dem Urgrund alles Seins zusammenhängen, in deren Kunst noch der barbarische Hauch der ungeheuren Steppen Mians 50 000 Quadratkilometer, das ist aber, trotzdem

hinleinweht. Jetzt ist alles Ruine oder doch im Verfall, alles ist entsetzlich vernachlässigt von den Türken, aber die Zartheit und Größe sind nicht auszurotten.

Man tritt in die Karatai-Moschee durch ein Tor, das umkammert ist von marmornen Säulen und marmornen Ranken. Man durchschreitet einen verfallenen Hof und ist plötzlich unter einer blauschimmernden Kuppel. Man sieht genauer und erkennt eine Unzahl hellblauer Sterne in hin- und hergeschlungenem Rankenwerk. Zwischen den Ranken erglänzt ein tiefblauer Grund. Blaue Strahlen reichen nach allen Seiten und in der höchsten Höhe erstreckt sich eine schlante Laterne. Alle Arabesten sind aus leichtester, luftiger Zeyence. Und so geht es weiter durch die anderen Moscheen. Ueberall Zeyence und Ziegelmosaiken, Gebilde einfacher Technik und doch von edelstem Zauber. Bei manchen Moscheen ist das Neuhere sehenswert noch als das Innere. Die Sahib Ata-Moschee hat ein Tor, das bei aller Zierlichkeit der Ornamente in Wucht und Größe sich öffnet. Man sollte nicht glauben, wie die Phantastik der hundertmal gewundenen feineren Mäander und der Stalaktitenöffnungen sich so mit eindringlicher Form vereinen kann. Ähnliches wie dieses Tor der Sahib Ata-Moschee habe ich nur einmal noch gesehen: an der Ruine der Selim-Moschee in Ephesos in der Nähe von Smyrna. Man spricht immer von den ephesischen Ausgrabungen und die Oesterreicher haben dort wirklich schöne Dinge aus spätgriechischer oder römischer Zeit zutage gefördert. Viel herrlicher aber als alles aus dem Altertum ist die verfallene Selim-Moschee, die von dem türkischen Sultan Iza dem Zweiten um 1375 gebaut wurde. Ziegel nach Ziegel fällt von dem Gebäude, Scharen von Fledermäusen schwirren in seinen Höhlen, wilde Hunde jagen um die verwitterten Mauern, aber die Luft, die in den Portalen und Fenstern und Arkaden schläft, wird bei jedem warmen Wind eines Besuchers wieder mach. Hier ist daselbe wie an dem Portal in Konia: Kraft und Zartheit, Glaubensbrunnst mit den dunklen Schatten eines Heidentums uralter Zeit.

Zuletzt steigt man, die ganze Stadt Konia zu umfassen, den Hügel hinauf, auf dem einst der Palast Ala eddins stand. Nur eine einzige Mauer ist von ihm übrig geblieben, mitten darin ein riesiges Marmorportal. Daneben die Moschee Ala eddins, die viel besser erhalten ist und die noch zum Gottesdienst benutzt wird. Ein einfacher rechteckiger Raum mit einer Unzahl von Säulen, viele mit prachtvollen Kapitellen. Die Säulen sind sorgfältig und man sieht sofort, wie hoch der Seltschulnherren die alte Kunst schätzte. Was für ein Unterschied zu dem Verfall der Türken in Angora, die wahllos die antiken Inschriften und Skulpturenreste in die Stadtmauer einfügten, die meisten barbarisch verstümmelt oder verlehrt eingemauert.

Als ich die Moschee Ala eddins besuchte, war sie voll von Soldaten, die aus dem Balkankriege zurückgekommen waren und die man dort einquartiert hatte. Sie gehörten zum Adrianopeler Armeekorps, von dem man Teile auch sonst in der Stadt untergebracht hatte. Damals bestand der Plan, dieses Armeekorps nach Konia zu legen. Unmittelbar darauf wurde Adrianopel wieder von den Türken genommen und nun hat man natürlich den Plan aufgegeben. Trotzdem wird Konia über kurz oder lang Sitz eines Korpskommandanten werden. Die Stadt eilt mit Riesenschritten einer neuen Blüteperiode zu.

Aus der Konia-Ebene wird der Stadt der Segen kommen. Noch erblickt man vom Palasthügel aus eine gedrückte Stadt mit vielen Lehnhäusern und wenigen höherstrebenden Holzhäusern reicher Türken und Armenier, und dahinter eine fast leere Ebene, die allmählich übergeht in die große Salzweiße, aus der Tag für Tag Kamelkaramanen Salzladungen heranschaffen. Wald aber wird in der Ebene Gehöft an Gehöft sich drängen. Die Bewässerung der Koniaebene, die von der Anatolischen Bahn und in letzter Linie von der Deutschen Bank in die Wege geleitet ist, wird das bewirken. Viele Jahre ist an dem großen Werke gearbeitet worden, jetzt ist es fertig und hart der Erlaubnis der türkischen Regierung, um in Betrieb gesetzt zu werden. Jeden Tag kann diese Erlaubnis kommen; dann werden sich die Schleusen öffnen und aus dem Bey-Schehr-See, der in Luftlinie über 80 Kilometer von Konia entfernt ist, wird das Wasser in tausend Kanälen die Koniaebene durchfluten. 80 Kilometer ist die Entfernung des Sees in Luftlinie, der Weg aber, den die Bewässerung nimmt, die ist weit länger. Bis zum Eintritt der Wasserzubringer in die Ebene sind es über 120 Kilometer, dann beginnt das Netz der Hauptkanäle, das der Sekundärkanäle und der Tertiärkanäle. Jedem Bewässerungskanal entspricht ein Entwässerungskanal. Das Gebiet, das zunächst bewässert wird, hat einen Flächeninhalt von

es an sich schon recht viel ist, doch nur ein sehr kleiner Teil der Koniaebene. Bewährt sich das Unternehmen — und daran zweifle ich nach der genauen Besichtigung der Anlage nicht im mindesten — so wird immer mehr Land in das Bewässerungsgebiet einbezogen werden. Wasser ist in dem gegen 50 Kilometer langen und beinahe 20 Kilometer breiten Bey-Schehr-See genau vorhanden.

Die Bewässerungsanlage ist von einer Sonbergesellschaft, der „Gesellschaft für die Bewässerung der Koniaebene“ ausgeführt worden. Auftragsgeber dieser Gesellschaft war, wie schon gesagt, die Anatolische Bahn, die das größte Interesse schon deshalb an der Bewässerung hat, weil aus der gesteigerten Fruchtbarkeit der Koniaebene ihr künftig eine starke Vermehrung der Frachten erwachsen wird. Noch größeren Nutzen hat natürlich von den Arbeiten die türkische Regierung, die neue blühende Gebiete erhalten wird. Die Regierung übernimmt denn auch vertragsmäßig das gesamte Bewässerungswerk nach Fertigstellung, und zwar zu einem Preise von 19½ Millionen Franken. Ich kann mir nicht denken, daß die Anatolische Bahn an dieser Summe auch nur einen Pfennig verdient, ja, ich meine, daß sie noch Geld dabei zulegen wird. Es sind so schwierige Arbeiten notwendig gewesen, es ist außer den Kanälen eine so große Fülle von Schleusen, Wehren, Brücken und Aquadukten gebaut worden, daß hierfür 19½ Millionen Franken eine Lappalie bedeuten. Dabei sind die Wehre und Aquadukte zum Teil auch architektonisch von Reiz. Sie sind in einfachen Formen erbaut, doch so, daß man merkt, es ist eine ästhetische Absicht an Werke gewesen. Dies ist vor allem das Verdienst des jetzigen Direktors der „Gesellschaft für die Bewässerung der Koniaebene“, des Preussischen Wasserbauinspektors Weidner, der schon an der neuen Oederregulierung besonderen Anteil gehabt hat und der vom Preussischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten nach Konia empfohlen worden ist. Weidner ist seit etwa zwei Jahren Leiter der Arbeiten und hat sie mit rascher Energie zu Ende geführt. Die Pläne haben zwei Holländer, die Gebrüder Wentorp, aufgestellt und ihnen beiden dankt man auch die grundlegende Ausführung. Der eine der beiden Brüder ist schon gestorben, der andere ist noch als kaufmännischer Direktor an der Bewässerungsgesellschaft tätig. Alles in allem haben die Arbeiten etwa 6 Jahre gedauert.

Direktor Weidner hat das gute Prinzip, die Ingenieurtellen bei den Arbeiten, wenn irgend möglich, mit Deutschen zu besetzen. So finde ich überall auf dem weiten Bewässerungsgebiet deutsche Regierungskommissare, prächtige Menschen, die sich freuen, mich in ihren Häusern bewirten zu können. Jedem hält die Gesellschaft außer Wagenpferden auch zwei Pferde zum Reiten, und man trifft unter diesen Tieren gar nicht selten arabische Vollblut. Und so jagt denn die Ingenieure, die zu Hause wahrscheinlich am Schreibtisch hocken müßten oder in ruhigen Fabriken, sonnengebräunt und lebensfreudig hin und her durch die riesige Steppe. Jeder hat einen Distrikt so groß wie 2 Rittergüter. Da sieht man, wozu unser Kolonisieren und unsere Kulturarbeit in fremden Erdteilen vor allem gut ist: um unsere Intelligenz, unserem jungen lebensfreudigen Nachwuchs Möglichkeiten zu geben, die er zu Hause, wo alles überfüllt ist, nicht hätte. Wir brauchen Raum für unsere Jugend, daß sie nicht klein wird und zag.

Von diesem Felde frohesten Latendranges kehre ich in die Stadt Konia zurück. Dicht bei dem Mittelpunkt des Bewässerungsgebietes, dort, wo der große Zubringer des Wassers, der kanalisiertete Tschai-Fluß, sich zur Bewässerung rüffelt, liegt die Station Tschumra der Bagdadbahn. Von hier fährt man bis Konia noch eine Stunde. In der Stadt bin ich zugleich wieder tief im Orient. Ein Trupp Deutsche kommt vorüber, Mitglieder des Mevlana-Ordens, des größten Ordens der Türkei, der in Konia seinen Hauptsitz hat. Die Deutschen tragen gelbe röhrenförmige Hüte, doppelt so hoch wie der höchste Zylinder, und seidenen Kaftans. Es ist Freitag, der islamische Sonntag, und sie haben heute nachmittags zu Ehren Allahs in ihrem Kloster getanzt. Auf ihren Gesichtern glänzt noch die Erntefe. Wie doch hier alles bunt und phantastisch zusammenfließt! Nicht weit von Konia, dort wo kahle Gebirge beginnen, sind Höhlen der ersten Christen und uralte byzantinische Felskirchen. Griechen knien dort noch heute in halbem Dunkel vor verblichenern Muttergottesbildern, und von den Felsengewölben schimmern geheimnisvolle Fresken. Seltsames Land, durchzuckt von Widersprüchen, im halben Schlaf dahindämmern. Und nun kommt deutsche Arbeit und läutet den Morgen ein und das Erwachen.

Zur Lage der sächsischen Wirtwaren-Industrie

Schreibt man der von Theodor Martin in Leipzig herausgegebenen „Leipziger Monatschrift für Textil-Industrie“ u. a. Die Monate August und September waren für die sächsische Stoffhandelsbranche weniger günstig als die Monate vorher, denn der Neuwereingang war keinesfalls so günstig als man erwartet hatte. Von den Exportmärkten gingen wohl noch ganz hübsche Bestellungen ein, dagegen aber zeigte der deutsche Markt eine sehr hervortretende Kaufmüdigkeit. Der Beschäftigungsgrad der Branchen ist ein einseitiger. Die Unsicherheit der Wermelmode, der hohe Stand der Rohmaterialienpreise und die ungelundenen Fabrikationspreislagen, die noch immer hervortreten, lassen eine Befundung nur schwer aufkommen und hemmen vielfach das Geschäft. Die schlechten Witterungsverhältnisse während dieses Sommers haben die Nachfrage nach den einzelnen Artikeln stark reduziert, und es sollen bei der deutschen Kundschaft auch größere Lagerbestände zurückgeblieben sein. Die Meinung der Käufer erstreckt sich in ausgesprochenem Maße auf die feinstmöglichen Qualitäten; man konnte die Ware bisweilen nicht genug bekommen.

Die verschiedenartige Beschäftigung kommt auch davon her, daß man fast nur den glatten Handschuhqualitäten den Vorzug gibt, während die durchbrochenen Artikel nur sehr wenig oder fast gar keine Beachtung finden. England kaufte gut in den billigeren Artikeln, in den sogenannten Wisles und Wisles geschliffen. Milaneses wurden beordert von England, Nordamerika und auch vom deutschen Markte. Die Vereinigten Staaten bestellten auch viel kurze Artikel, überhaupt sind im allgemeinen auch viel kurze Handschuhe bestellt worden, und man weiß noch nicht, welche Länge im nächsten Sommer überhaupt dominieren wird; die Meinungen sind sehr verschieden.

In Stuhlhandschuhen bestellte man lange Petinets und Jacquardpetinets, in welchen es wirklich herrliche Muster gibt. Auch in billigeren Stuhlschuhen aus Kunstseide liegen Bestellungen vor. Die Meinungen der Kreise der Stuhlhandschuhbranche über die Lage und den Beschäftigungsgrad gehen auch sehr auseinander. Infolge der schönen Appreturen und der Konfektion der Handschuhe aus Wildlederimitationen gewinnen diese Artikel immer mehr an Bedeutung und man sucht diese Arten in der Ausführung (mit Bolton-Daunen, Piquenächten und Wideln, die den Glacehandschuhen näherkommen) den richtigen Wildlederhandschuhen gleichzubringen, und tatsächlich gibt es genug Ausführungen, die den wirklichen Wildlederhandschuh ersetzen.

In der Strumpfbirne ist die Beschäftigung noch eine anhaltende gute; wenn auch der Neuwereingang seitens des deutschen Marktes etwas nachließ, so gingen doch von den Exportmärkten ganz hübsche Bestellungen ein, so daß bis April des nächsten Jahres, wenigstens in den meisten Betrieben, voll zu tun sein wird. Die Nachfrage in den dünnmaschigen Qualitäten hielt sich, doch es schien in der letzten Zeit, als wenn der große Andrang in den ganz feinen Sachen etwas nachgelassen hätte, denn es waren ab und zu Waren für baldige Lieferung zu haben.

Genau wie in Handschuhen gehen in Strumpfbirnen meist glatte Sachen. Petinets hatten in letzter Zeit wieder angezogen und die Beschäftigung auf den disponiblen Maschinen war zufriedenstellend. Es gingen bessere Designs in Stiefelpetinet. Jacquardpetinets hatten für die deutsche Kundschaft weniger Interesse, dagegen bestellte Südamerika ganz gut in diesen Sorten. Ringelwaren gingen wenig, aber hinterlegte Jacquardwaren fanden Absatz. Langstrei-einfachen blieben gefragt. Bestellte Strumpfbirnen haben nachgelassen. Knabensocken in Baumwolle mit Wollland gehen gut für den deutschen Markt und ist hierin auch flott zu tun. Changanant hatte weiter Interesse. Schwarz ging am besten, auch amerikanisch Leder wurde gern gekauft. Grau, champagne und mode waren in den Sortimenten gut vertreten, extrafarbig suchte man in soliden Tönen, grelle Nuancen hatten weniger günstige Aufnahme. Mit Spannung sieht man in der Wirtwarenbranche der endgültigen Lösung der Tarifangelegenheit in Nordamerika entgegen, und man erwartet von den Vereinigten Staaten eine große Hebung unseres Exportes nach dort; ob freilich der allzu große Optimismus angebracht ist, mag zunächst dahingestellt bleiben.

Beim Präsidenten Juanichitai.

Peking, 4. September.

Der Präsident der Republik Juanichitai hat den Korrespondenten des „B. L. A.“ Erich v. Salzmann in privater Audienz empfangen, der sich darüber folgendermaßen äußert:

Die Zeit des Präsidenten ist infolge der im ganzen Reich herrschenden außerordentlichen Zustände ausserordentlich beengt, und die häufigen Attentate in Peking haben allmählich dazu geführt, ein sehr scharfes Abschließungssystem um den Präsidenten und seine Umgebung durchzuführen. Da Chinas neue Staatsform von den Mächten noch immer nicht anerkannt worden ist, kann die Vermittlung der Gesandtschaften im allgemeinen nicht angestrebt werden.

Im Wagen fuhr wir durch den jetzt geöffneten Südturm der Verbotenen Stadt nach dem Winter- und Insepalast, den Juanichitai jetzt bewohnt. Am Südrande des Sees steht dort auf einer breiten Palastmauer ein großer, die Stadt überragender Leopavillon, in dem im

Frühjahr 1901 Graf Waldersee so manchenmal gesehnen hat. Diese Mauer unter dem Leehaus ist mit einem Tor durchbrochen worden, dem Chinuamen. Außen ist ein Hof mit Mauern und Wachtgebäuden geschaffen worden, dessen Tore von selbst Ein- und Ausfahrt regeln. Jeder durch das Chinuamen Passierende, sei er Minister oder Kuli, muß einen Ausweis haben, der bei allen ständig im Paast tätigen Persönlichkeiten in einer am fünffarbigen Bande befestigten Bronzemedaille besteht. Ich war angemeldet; der mit mir fahrende frühere chinesische Gesandte in Berlin Sunpantchi, der die Audienz bei Juanichitai vermittelt hatte, nannte meinen Namen, und der diensttuende Offizier ließ uns durch die das Gewehr präsentierenden Wachen passieren.

Innerhalb der Mauern kann man mit einer kleinen Bahn, auf der einzelne Wagen von Kulis um einen See geschoben werden, zum Winterpalast gelangen oder sich mit einer Barke über den See setzen lassen. Noch blüht der Lotus auf dem See in diesem wunderbar schönen und von aufeinanderfolgenden Dynastien so raffiniert angelegten Durcheinander von Gebäuden, Tempeln, Gärten, Hügel, Brücken, Wasserläden, Tempeln und Denkmälern, die alle ein doch so harmonisches Ganzes bilden. Im See liegt der Insepalast, das Gefängnis und die Todesstätte des unglücklichen Kaisers Kwang hui, ein lieblicher Platz, den seine großen Ahnen Kwangchi und Kienlung besonders verehrten und in vielen in Stein gehauenen und gut erhaltenen Inschriften besungen haben.

Am Palast selbst stehen ebenfalls Wachen. Palastdiener, in Schwarz gekleidet, nahmen uns in Empfang, und durch verschiedene Höfe geleiteten sie uns in ein geräumiges europäisches Wartezimmer, das neben einigen Ölgemälden in Goldrahmen ein lebensgroßes Bild des Präsidenten in Paradeuniform zierte. Um Punkt zehn Uhr wurden wir durch einen Adjutanten zum Präsidenten gebeten. Wieder ging es durch einige Höfe und dann nach Westen ab, zum ehemaligen Palasttheater der verstorbenen Kaiserinwitwe, wo Leibwachen in Paradeuniform auf Posten standen. Dort, wo einst die Kaiserin Tzuhsi mit ihren mandchurischen Hofdamen, mit Hunderten von Eunuchen und großem Gefolge fast täglich im Winter saß, um ihren Schauspieler zuzusehen, dort empfängt Juan heute in Audienz. Vieles ist verändert. Wo der Thron mit großem Schirm stand, da sind jetzt massive Tische und Stühle, alles ist hell, luftig und sauber; ein paar weiße Sprüche auf Holztäfelchen oder auf Seidenrollen zieren die Wände, einige schöne Porzellanvasen bilden den Schmuck des würdigen Raumes.

Juanichitai, mit einem einfachen, hochgeschlossenen, rotbesetzten Rock bekleidet, kam uns entgegen, bewillkommnete mich freundlich mit Gändebred und lud uns zum Hinsetzen um einen viereckigen Tisch ein. Tee und Zigaretten wurden gereicht. Sunpantchi erklärte kurz, wer ich sei, und daß ich nach sechsjährigem Aufenthalt in China nach Deutschland auf Urlaub ginge. Der Präsident war bereits orientiert und fragte mich freundlich, wie es mir hier gefalle, wo ich überall, besonders in letzter Zeit, gewesen sei, und bald war ein lebhaftes Gespräch im Gange. Ich bat ihn, mir einige Worte für Deutschland zu sagen. Er sagte daraufhin un-

„Die Beziehungen Chinas zu Deutschland sind seit jeher, auch vor der Revolution, gute gewesen; jetzt aber, seitdem die neue Staatsform in China eingetreten ist, sind die Beziehungen noch viel bessere geworden, denn ich wie jeder andere Bürger des Reiches weiß, daß Deutschland in diesen unruhigen Zeiten stets eine wohlwollende Neutralität gewahrt hat. Ich weiß, daß die leitenden Persönlichkeiten Deutschlands, im besonderen Seine Majestät der Kaiser, gerade jetzt wieder lebhafteres Interesse für China hegen, und ich hoffe und wünsche, daß daraus sich neue Freundschaftsbeziehungen entwickeln mögen, die beiden Völkern zum Vorteil gedeihen werden. Geiern habe ich Nachricht bekommen, daß der General Tschangshun in Peking eingetroffen ist, und damit ist die Seele des Widerstandes im Süden gebrochen. Die zweite Revolution neigt sich ihrem Ende zu. Damit werden jetzt hoffentlich bald bessere Zeiten eintreten, damit sich China in Ruhe entwickeln kann. Dem Lande bald den Frieden zu geben, damit jeder wieder seiner friedlichen Beschäftigung nachgehen kann, ist mein, des Präsidenten, äußerstes Bemühen, ist meine Pflicht!“

Juanichitai ist ganz weiß geworden, aber sein Gesicht hat jetzt einen ganz anderen Ausdruck angenommen. Als ich ihn vor elf Jahren zum erstenmal sah, trat in dem Gesicht ein fast brutaler Zug unbeugsamen Willens hervor. Damals war er wortkarg und sprach wenig und abgeriffen. Vor anderthalb Jahren, bei der Eidesleistung, sah ich ihn wieder einmal ganz nahe und durfte nach der feierlichen Zeremonie einige Worte zu ihm sprechen. Damals sah er sehr alt und fast müde aus. Heute hat sein Gesicht etwas Freundliches und Mildes angenommen, die Augen sind ruhig und wie einst durchdringend. Er selbst ist persönlich sehr liebenswürdig geworden, und die Unterhaltung ging daher leicht und ohne Stoden.

Wir sprachen wohl eine Viertelstunde über die Truppen, über den Wert der einzelnen Divisionen, über ihre Führer, deren Verdegang Juan genau kannte. Tschangshun, der nun doch Generalgouverneur von Peking wird, erregte sein besonderes Interesse. Tschangshun, dem die Mandchus bei ihrem Sturz als letzte Hoffnung den Posten verließen, den er sich erst erobert hatte und jetzt erobert hat, ist eben immer noch der Pol, um den sich alles dreht; seine Wünsche müssen erfüllt werden. Der Präsident

zeigte sich über die Ereignisse genau orientiert und stellte lachend Fragen, die eine intime Kenntnis mancher weniger erfreulicher Vorgänge an der Front voraussetzte. Zum Schluß sagte er: „Ich wünsche Ihnen eine gute Reise über Sibirien. Versuchen Sie in Ihrer Heimat noch mehr Interesse für unser Land zu erwecken. Mit wachsendem gegenseitigen Verständnis werden sich dann die schon heute so guten Beziehungen der beiden Völker zu beiderseitigem Nutzen glücklich weiterentwickeln.“

Juan begleitete uns zur Tür und gab mir nochmals freundlich die Hand. Im Wartezimmer überreichte mir im Auftrage Juans ein Adjutant eine große Photographie des Präsidenten in Uniform mit dem Stern des Roten Adlerordens auf der Brust.

Juanichitai macht einen sehr guten frischen Eindruck. Noch immer ist er der einzige Staatsmann, den China in diesen unruhigen Zeiten hervorgebracht hat. Auf ihm allein beruht die Hoffnung des Landes für eine glückliche Entwicklung. Es sieht zurzeit nicht sehr hoffnungsvoll aus, deshalb wünschen Freunde des Landes seine schnelle Wahl zum Präsidenten. Sein politischer Ratgeber Dr. Morrison sagte mir heute, daß man bestimmt mit seiner Wahl zum endgültigen Präsidenten im Oktober rechnet, und daß dann sofort die so lange von China ersehnte Anerkennung der Großmächte erfolgen werde.

Am Patrouille.

Von Valentin Traudt.

(Nachdruck verboten.)

„Kerls“, sagte unser Rittmeister nach der Inspektion über die Aufgabe, die wir zu erfüllen hatten, „Kerls, wird mir einer vom Gegner abgefangen, dann steigt er drei Tage zu Tante Zule.“

Es war der letzte Manövertag und die feindlichen Kavallerieabteilungen sollten sich in einer großen Aufklärungsübung messen. Das waren wir Husaren und drüben die Kürassiere. Die Retognoszierungsritte gingen durch ein ungemünztes Gelände, überflutet mit kleinen Höfen, Hügel, zerstreuten Wäldern und mit Weidenpflanzungen, an vielen Stellen sumpfig und durch Bachläufe zerrissen. Und dabei fiel jener seine durchdringende Regen, der immer alles wie mit einem grauen Flor verhängt.

Das waren schöne Ausflüchte! Man wollte doch nach den Manövern Urlaub einreichen! Und man kannte doch die Gegend nicht im geringsten! 20 Kilometer vor uns zog sich ein langer bemaldeter Berggraben hin, hinter dem der Feind stand. Aber kein Mensch vermochte die Linien der Waldkette zu sehen. Sie war da, das sagte die Karte. „Durch die engen Bäche wird sich der Feind kaum herüberwagen, jedoch ist eine Umgehung wahrscheinlich, und dann ist eine unserer Flanken bedroht.“

Mit Wallon und Fliegern war heute nichts zu erreichen. Also die Husaren in den Sattel! So ritten wir denn frisch darauf los. Anfällig ging es noch ganz fröhlich her. Da erzählte der von seinem Quartierwirt, jener von der blonden Liese im Dorfkrug, der hatte noch einen Zipfel Wurst, der andere einen heimlichen Trunk.

Bald war das jedoch vorbei, und als wir hinter Jekt auf dem Hügel antraten, da wurde es Ernst. Die Oberleitung nahm bei der alten Bodnwähe, die träge ihre Windflügel hängen ließ, Aufstellung, und die verschiedenen Abteilungen gingen sächerförmig auseinander und bezogen im Vorgefände die ihren Führern am tauglichsten erscheinenden Punkte. Von dem Höhenzug war aber immer noch nichts zu sehen, und der Regen war dichter und dichter geworden. Vor uns rechts und links hing alles Grau in Grau. Wir wußten nur, daß wir nicht allein vorgingen.

„Halt!“
Kaum hörbar klang das Kommando.
„Drei Tage!“ so ging es uns durch den Sinn.

War das nicht Sabelgerassel? Huftritte?
— Ach was, Huftritte in dem aufgeweichten Boden!

„Wir müssen vor uns den Paß von Bergen haben! Dort die roten Dächer, das sind die letzten Häuser vor dem Wald. Nun Augen auf.“

Vorsichtig kamen wir bis an das kleine Gut heran. Der Wächtermeister schickte einen Rapport zurück. Bis dahin war alles vorzüglich gegangen. Der Feind hatte es nicht gewagt, die Bergkette zu überschreiten und wird gewiß seinen Umgehungsmanöver angetreten haben. Der Wächtermeister meinte in seiner gemüthlichen Art: „Wir werden in der Mitte nichts zu tun bekommen, und wenn unser Leutnant glücklich den Höhenzug auf dem Brink, Punkt 368, erreicht, dann wird er guten Ausblick haben, wenn die Sonne kommt. Die an den Hügel aber werden ihren Urlaub hüten müssen.“

Nun löste sich auch unser Trupp auf, und ich mußte mit zwei Kameraden zum Paß hinauf. Wir hatten strengen Befehl bekommen, nicht über die Höhenlinie vorzubringen, wohl aber die Waldkette, welche den Kamm entlang ziehe, abzusehen und wenn möglich Fühlung nach rechts und links hin zu gewinnen.

Wir ritten also langsam die Waldtrasse hinauf. Einen „Paß“ hatte ich mir freilich ganz anders vorgestellt, tief eingeschnitten, eng und von steilen Wänden eingefast. Unser Weg aber führte ganz bequem durch herrliche Buchenbestände, sanft ansteigend und ohne jede Gefahr. Bald waren wir oben. Jenseits breitete sich ein weites Tal aus, das aber nicht ganz zu übersehen war. Wir lagen auf dem Hals un-

ferer Berge, eng an die Baumreihe geschmiegt, die Länge gefenkt. Wir horchten hinaus. Nichts war zu sehen, nichts zu hören; nur der Wind rüttelte die Bispel und die Regentropfen trommelten auf dem Laub. Jetzt teilten wir drei uns auch noch, indem ich auf dem Scheitel des Passes hielt, einen Kameraden nach rechts, den anderen nach links abschiede. In einer Viertelstunde sollten sie wieder zurück sein.

Bald war ich also allein.
Und da kam auch schon die Langeweile mit ihrer erdrückenden Enge. Wenn man dem Feind einen Posten spielen könnte! Es zuckt und zwickt in allen Muskeln. — Bis an die Eichen da unten könnte ich wohl noch vorgehen.“ — Behutsam ritt ich also im Straßengraben dahin. Alles war in tiefstem Frieden. — Von dem Felsblock da vorn mußte man vollen Ueberblick haben!“ — — Kaum hatte ich mich jedoch bei dem leicht bestiegbareren Gesteinssturm vom Pferd geschwungen, als das auch schon von einem Kürassier geahnt wurde, während mir ein zweiter spöttisch rief: „Gefangen!“

„Also glücklich drei Tage Kerls!“ dachte ich mit wildem Ingrimm.
Unten am Wald hielt ein feindlicher Offizier mit zwei Reitern, und dem sollte ich nun die mir gegebenen Befehle, unsern Anmarsch, unsere Stellung verraten, etwaige Rapporte ausliefern. Natürlich schwieg ich beharrlich und ernst.

„Heraus damit!“
„Ich weiß nichts!“
„Seid Ihr über den Paß? Auch rechts hinaus? — Ist der Turm am Brink noch weit?“

„Wie wirst Du die drei Tage los?“ Weiter geht mir nichts durch den Sinn. Drunten im Tal trabten Kavalleriemassen nach Süden hin. Jetzt müßte ich ausbrechen können, jetzt könnte ich etwas melden!

„Wißt Du nichts sagen?“
„Nein, ich verrate nichts; aber ich könnte den Herrn Leutnant auf einen Pfosten führen, von dem er selbst das rückwärtige Gelände übersehen kann.“

Der Offizier blickte mich lächelnd an.
„Wie weit?“
„Bis zur Höhe zurück und dann links die Schneise hinauf.“

„Nehme er sich aber in acht. Los!“
Ich schwang mich in den Sattel. Vor mir ein feindlicher Reiter, hinter mir ein zweiter und der Herr Leutnant. Jetzt mußten meine zwei Kameraden schon an unserem verabredeten Treffpunkt sein! Doch die Höhe des Passes wurde von uns erreicht, ohne daß sich eine Pferdennase gezeigt hätte. Dann ging es die Schneise entlang, vorsichtig, behutsam. Der Leutnant begaube seine Karte; denn vor uns lag eine Höhe und auf der jenseitigen Höhe ragte der Holz-

turm auf.
„Ist das der Punkt?“
„Jawohl!“
„An die Spitze!“

Donner auch, nirgends war einer von meinen Kameraden!
Am Turm wird gehalten. Die Kürassiere bleiben im Sattel, nur der Leutnant springt ab und steigt mit Karte und Feldstecher hinauf. Minute um Minute vergeht. Schon kommt er wieder herab, freudigen Blickes und mit still-bergnügtem Lächeln.

In dem Augenblick aber brechen von verschiedenen Seiten Husaren aus dem Wald. Hurra!

„Verdammt Kerl!“
„Zu Befehl; aber ich bin nicht schuld daran.“

Unser Leutnant lachte aus vollem Halse.
„Schöne Aussicht da oben, Herr Feind, nicht wahr? Nichts für ungut; aber es ist halt Ernstschade.“

Die Kürassiere hätten mich am liebsten zerrißen.
Von den drei Tagen bei Tante Zule war nun keine Rede mehr. Wir Husaren hatten vorzügliche Meldungen rückwärts gebracht, jeder hatte eine Mark und ich obenrein noch drei Wochen Urlaub erhalten.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.

So reiten Husaren Patrouille.



Hohenstein-Ernstthaler Tageblatt

Amtsblatt.

Er scheint wöchentlich zweimal.

Druck und Verlag von J. Auhr Nachfolger Dr. Alban Frisch, Hohenstein-Ernstthal.

Wider den Strom

Erzählung von Friß Skowronnek.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Die Frau, die am Fenster saß, hatte die leichte Handarbeit in den Schoß sinken lassen und sah nachdenklich hinaus in die flammende Abendröte, die am westlichen Himmel stand und starke Kälte für die Nacht verkündete. Fröstelnd zog sie das gestricke Wolltuch vor der Brust zusammen, hüllte ihre Hände darein und legte sich in die weiche Lehne des Sessels zurück. Aber ihr regelmäßiges Gesicht flog ein Schimmer von Unbehagen, die scharfen Linien um den Mund, die von lautem Gram und stillen Sorgen erzählten, vertieften sich und gaben dem Gesicht mit den kalten stahlgrauen Augen etwas Herbes, Abweisendes.

Jetzt ging draußen die Tür zur Wohnung. Mit müden, langsamen Schritten kam jemand den Korridor entlang zur Stubentür. Die Frau richtete sich im Sessel auf und griff zur Handarbeit, als wenn sie sich scheute, untätig gesehen zu werden.

Mit einem freundlichen „Guten Abend“ war der Regierungsrat Miltaler eingetreten. Nun stand er neben seiner Frau, bückte sich hinab und küßte zärtlich ihren leicht ergrauten Scheitel.

„Es wird kalt, liebe Ammeli, wir müssen ans Heizen denken.“ Die Worte kamen so zaghaft heraus, daß sie wie eine Bitte klangen. Die Frau hatte dabei die Schultern gezuckt.

„Wenn wir jetzt schon anfangen wollen zu heizen, dann können wir zu Weihnachten im Kalten sitzen.“

„Nun, vielleicht nur mein Zimmer“, bat der Mann mit leiser Stimme. „Ich habe in den nächsten Tagen und Wochen viel nachzuholen.“

„Du bist wohl der Padesel deiner Kollegen?“
„Nein, liebe Ammeli“, erwiderte der Rat ohne jede Spur von Unmut, „aber ich will alles aufarbeiten und reinen Tisch machen.“

Mit einem Ruck wandte die Frau sich nach ihm um und warf heftig ihre Häßelei in den Korb, der auf dem Fensterbrett stand.

„Fängst du schon wieder davon an?“

„Liebste Ammeli, es geht nicht anders! Meine Körperkräfte reichen nicht mehr aus. Wenn ich zwei Stunden am Pult gestanden oder gelesen habe, schmerzt mich der ganze Rücken. Dann habe ich das dringende Bedürfnis, mich hinzulegen und mich lang auszustrecken. Sieh, liebe Ammeli, ich habe dir nichts davon gesagt, weil ich hoffte, die Schmerzen würden sich geben, aber es ist mit der Zeit schlimmer geworden.“

„Dann meldest du dich eben krank und läßt den Arzt kommen.“

Der Mann hob abwehrend die Hand, während er sich in den nächsten Sessel sinken ließ. — „Das hat wenig Zweck, ich bin eben verbraucht.“

„Bilde dir doch das nicht ein, Miltaler, das bisschen Arbeit auf dem Bureau hat doch deine Kräfte nicht übermäßig in Anspruch genommen!“

„Nein, Ammeli, darin hast du recht. Mich haben die Aufregungen und Sorgen der letzten Jahre mürbe gemacht!“ Er stand auf, legte die Hände auf den Rücken und ging mit schwerfälligen Schritten langsam in der Stube auf und ab. „Unsere Naturen sind eben so sehr verschieden, mich haben die Sorgen um den Jungen nicht nur geistig, sondern auch körperlich hart mitgenommen. Übrigens . . . hat er neuerdings mal an dich geschrieben?“

„Ja.“
„Nun, willst du mir nicht wenigstens sagen, wie es ihm geht?“

„Ich habe ihm noch einmal hundert Mark geschickt. Es soll das letzte mal sein, ich verspreche es dir.“

„Es geht ihm also nicht gut?“

„Nein“, erwiderte jetzt die Frau mit harter Stimme, „er hat sich so gebettet, er mag so schlafen. Ich habe es ihm auch geschrieben, daß du Pension nehmen willst. Dann ist es uns doch einfach unmöglich, ihm noch weiter zu helfen. Und wir müssen doch auch an Lena denken.“

„Unser liebes Mädel!“

„Ja, Miltaler, es ist unser liebes, gutes Mädel. Aber was soll aus ihr werden, wenn du jetzt Pension nimmst? Ich hatte mir gedacht, daß du noch fünf, sechs Jahre Dienst tun wirst, dann hätten wir, wenn wir weiter so eingeschränkt leben wie bisher, noch ein paar tausend Mark als Notgroschen oder zur Aussteuer für sie zurücklegen können. Jetzt zittere ich immer vor dem Augenblick, daß irgendein Mann, den sie lieb hat, vor uns hintritt und ihre Hand verlangt.“

„Das wäre doch kein Unglück, dann sagt man dem Mann einfach, wie es bei uns steht, und wenn er sie lieb hat . . .“

„Nein, Miltaler, nie. Ehe ich mir die Blöße gebe . . .“

„Ich verstehe dich nicht, liebste Ammeli. Du wehrst dich mit Händen und Füßen dagegen, daß das Kind irgend etwas lernt, um später einmal, wenn wir nicht mehr da sind, aus eigener Kraft sein Brot verdienen zu können, und würdest einen Freier abweisen, bloß, weil du Lena keine reiche Aussteuer geben kannst.“

„Darin gehen eben unsere Ansichten auseinander“, erwiderte die Frau schroff. „Ich bin in Kreisen aufgewachsen, in denen man es für ein Unglück ansieht, wenn ein Mädchen aus guter Familie seine Füße unter fremder Leute Tisch stecken muß.“

Der Rat hob abwehrend die Hand. „Es gibt noch andere Berufe, die jetzt den Frauen offen stehen.“

Die Frau erhob sich. „Wir wollen nicht zum hundertstenmal den alten Streit aufwärmen! Wenn du noch ein paar Jahre im Dienst bleibst, ist es ja überhaupt nicht nötig, daß wir uns darüber ereifern. Ich werde noch heute den Arzt kommen lassen, und wenn's nötig ist, gehst du ein paar Monate nach dem Süden. Die Mittel dazu würde ich von meinen Verwandten erhalten.“

Mit einem plötzlichen Ruck hielt der Rat in seiner Wanderung inne. „Das wäre unter allen Umständen ausgeschlossen, das bitte ich mir aus! Wir haben die schweren

In Todesgefahr.

Novellette von Frau Maxl.

(Nachdruck verboten.)

Im Sommer war es recht freundlich draußen in dem idyllisch gelegenen kleinen Häuschen, das den Rücken des Berges krönte. Hunderte pilgerten hinaus aus dem steinernen Häusermeer, um dort in dem hübschen schattigen Wirtshausgärtchen einige fröhliche Stunden zu verbringen. Aber im Winter, wenn tiefer Schnee auf den Wiesen lagerte, wurde es einsam. Wochenlang sah das junge Gastwirtspaar, das da oben hauste, keinen Menschen. Nichts störte den Schlaf der Natur, als die heiseren Schreie der Krähen, die um das Haus kreisten. Drinnen aber war es traulich. Die jungen Eheleute fühlten nicht die Einsamkeit, die sie umgab; ihr junges Glück genügte ihnen voll und ganz. Sie wohnten ganz allein dort oben. Die Wirtschaft ruhte ja im Winter vollständig, und das wenige, was der Haushalt verlangte, besorgten sie allein.

Einmal in der Woche fuhr der Mann zur Stadt, um die nötigen Einkäufe zu besorgen. Dann blieb die junge Frau allein zu Hause, bis der Gatte spät abends heim kam.

An einem düsteren Dezembertage hatte er wieder die fast einer beschwerlichen Reise gleichende Fahrt zur Stadt angetreten. Der Abend war frühzeitig hereingebrochen. Kein Stern erleuchtete den mit schweren Wolken bedeckten Himmel. Vorsorglich hatte das junge Weibchen eine Laterne an das Fenster gestellt, um dem Heimkehrenden den Weg zu weisen. Nun harrete sie mit einem Buche in der Hand des Gatten.

Sonst, wenn der Mann abwesend war, war sie stets ohne Sorge. Diesmal aber bemächtigte sich ihrer, ohne daß sie sich selbst darüber Rechenschaft zu geben wußte, eine eigentümliche Unruhe. Ungezählte Male blickte sie auf die Wanduhr, deren Zeiger nur mit bleierner Langsamkeit weiter schritten. Ihr Mann hatte vor kurzem eine größere Geldsumme erhalten, die als Rest des Kaufschillings für die Wirtschaft schon am nächsten Tage von dem früheren Eigentümer abgeholt werden sollte. War es dieses Geld, das ihr solche Unruhe machte? Zwar wußten nur wenige davon, aber... Ein leises Geräusch vor dem Hause schreckte sie auf. Sie trat zum Fenster und sah einen Schatten über den Hof huschen. Eine seltsame Angst befiel sie. Sollte das einsame Häuschen einen Einbrecher zu dem beschwerlichen Gange herausgelockt haben? Das konnte doch nur dann sein, wenn jener von dem Gelde wußte.

Mit angehaltenem Atem lauschte sie. Alles war ruhig. Sie atmete erleichtert und wollte schon vom Fenster zurücktreten. Da wiederholte sich das Geräusch knapp unter dem Fenster. Angstlich lugte sie hinab und sah zu ihrem Entsetzen eine dunkle Männergestalt, die langsam an der Mauer emporklettern. Wie gelähmt vor Schreck kauerte sie sich in die Nische des Fensters. Immer näher und näher kam der Mann. Ratlos vor Entsetzen blickte sie um sich. Nirgend eine Waffe. Sie war dem Mordbuben wehrlos preisgegeben.

Jetzt hatte der Einbrecher das Fenster erreicht. Mit einer Hand sich am Gesims festhaltend, presste er mit der anderen ein Tuch an die Scheibe. Ein leises Knistern — die Scheibe war eingedrückt. Am ganzen Körper bebend, trat die Frau zurück. Noch einige Sekunden und der Mann war im Zimmer. Schon streckte er die Hand durch die Scheibe, um von innen den Riegel des Fensters zu öffnen.

Da fiel ihr Blick auf einen langen, dreieckigen Nagel, der auf dem Tische lag. Wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, stürzte sie zum Tische, ergriff den Nagel und stieß ihn mit einer Kraft, wie sie nur die Todesangst verleih, dem Manne in die Hand. Ein Schrei ertönte draußen und ein schwerer Körper fiel zu Boden. Als sie hinausjah, bemerkte sie den Mann, wie er die verwundete Hand drohend zum Fenster aufhob und dann eiligst in den Wald flüchtete. Sie war gerettet.

Als kurz darauf ihr Mann heimkehrte, fand er seine Frau ohnmächtig am Boden liegen.

Der Frühling hielt schüchtern seinen Einzug im Lande. Schon kamen die Städte an Samstagen zu dem kleinen

Wirtshause hinaus, und auch an Wochentagen stellte sich hier und da ein Tourist ein, um kurze Rast zu halten.

Wieder einmal war der Gatte zur Stadt gefahren, um für den kommenden Sonntag Vorbereitungen zu treffen und das nötige Personal aufzunehmen. Die junge Frau weilte allein im Hause; die schaurige Episode im Winter hatte sie längst vergessen. Das Haus stand offen, da eine größere Touristengesellschaft im Gastzimmer weilte.

Eben hatten diese ihre Beche bezahlt und rüsteten zum Aufbruch. Da kam ein neuer Gast. Er bestellte ein Glas Wein und blieb ruhig sitzen, als die andern Gäste sich entfernten. Die Frau beschäftigte sich mit einer Näharbeit. Plötzlich erhob sich der Mann, nahm sein Glas und bat, ob er an ihrem Tische Platz nehmen dürfe. Freundlich gestattete sie es.

Er begann von gleichgültigen Dingen zu sprechen und sie antwortete kurz, ohne die Augen von ihrer Arbeit zu erheben. Da schwieg der Mann plötzlich und trommelte mit den Fingern auf den Tisch. Unwillkürlich blickte sie auf ihn. Was war das für ein seltsamer Blick, mit dem jener sie maß? Hohn und Grausamkeit sprühte aus diesen dunklen Augen. Und jetzt fiel ihr Blick auf die Hand des Mannes. Sie erblickte und das Herz drohte ihr stille zu stehen. Eine tiefe, dreieckige Narbe, von einer Stichwunde herrührend, verunzierte diese Hand. Das Abenteuer jener Winternacht kam ihr in den Sinn, und blitzschnell durchzuckte sie der Gedanke: Der Mann, der neben ihr saß, war jener Einbrecher.

Dieser schien sich an ihrem Schreck zu weiden. Mit höhnischen Blicken betrachtete er sie. Und dann begann er mit heiserer Stimme zu sprechen: „Sie blicken auf meine Hand?“ fragte er, „ja das war eine böse Wunde. Aber die Waffe, die sie verursachte, habe ich mir aufgehoben, und ich habe mir geschworen, sie dem einstigen Besitzer ins Herz zu stoßen.“ Dabei zog er einen langen, mit geronnenem Blut bedeckten Nagel aus der Tasche. Sie erkannte ihn auf den ersten Blick, es war jener Nagel, der ihr damals Rettung gebracht hatte. Sollte er diesmal ihr Verderben sein? Am ganzen Körper bebend, stand sie auf und suchte zur Tür zu gelangen. Der Mann folgte, den Nagel in der Hand. Seine Augen waren rot unterlaufen, seine Zähne knirschten. Noch zwei Schritte und sie hatte die Tür erreicht. Aber wird er sie entkommen lassen? Der Mann ist ihr ganz nahe getreten. Mit wutverzerrtem Gesicht hebt er die Waffe. Da greift die Frau nach einem Salzfaß und schleudert ihm den Inhalt ins Gesicht. Mit einem wilden Fluch taumelt er zurück. Und schon ist sie zur Tür hinaus und eilt den Abhang hinab.

Als sie sich umblickt, sieht sie ihn hinter sich laufen. Und nun beginnt eine furchtbare Jagd auf Tod und Leben. Sie eilt, so schnell sie kann, aber immer näher kommt der Verfolger. Schon hört sie seinen keuchenden Atem. Da schreit sie mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte. Von fern wird der Ruf beantwortet. Sie hört Wagenrollen. An der Stimme erkennt sie ihren Gatten. Noch einmal ertönt ihr verzweifelter Ruf, dann stürzt sie erschöpft zu Boden. Der Verfolger stolpert über sie und fällt nieder. Aber er rafft sich sofort wieder auf und stürzt sich auf die Wehrlose. Sie sieht das Eisen über ihrem Kopf schweben. Da eilt auch schon ihr Gatte herbei. Mit einem Blick hat er die Situation erfasst. Er stürzt sich auf den Mörder. Ein kurzer Kampf entspinnt sich. Doch die Kräfte des Verfolgers sind durch den Lauf erschöpft. Der Wirt bleibt Sieger. Mit einem einzigen Stockhieb betäubt er ihn und wenige Sekunden später hat er ihn mit dem rasch vom Pferde herabgerissenen Leitseil gefesselt.

Zum zweitenmal war die junge Frau dem Tode in letzter Sekunde entgangen. Der Verbrecher war ein Anecht des früheren Besitzers der Wirtschaft. Er hatte erfahren, daß sein Herr nächsten Tag von dem Wirt das Geld holen werde und, mit der Hausgelegenheit vertraut, hatte er den Einbruch geplant. Die jahrelange Kerkerhaft, die über ihn verhängt wurde, sicherte das Ehepaar vor seinen ferneren Rachegelüsten.



Die Arbeit der Biene.

Um ein Pfund Bienenhonig einzusammeln, muß die Arbeitsbiene, nach den Schätzungen eines Imkers, etwa 62 000 Blüten ihres Nektars be- rauben. Dazu ist aber nötig, daß diese Blüten im Mittel von 3 750 000 Bienen aufgesucht werden, oder mit anderen Worten, daß eine einzige Biene, um ein Pfund Honig einzutragen, 3 750 000 mal ein- und ausfliegen müßte. Da Bienen bekanntlich mehrere Kilometer weit fliegen, um geeignete Felder aufzusuchen, liegt es auf der Hand, daß ein Pfund Honig gelegentlich mehreren Millionen Kilometern Flugweite entspricht.

Fortpflanzung der Aale.

Die Art und Weise der Fort- entwicklung des Aales hat schon häufig die Wissenschaft beschäftigt. Im Laufe der letzten Jahre ist nun nachgewiesen, daß all diese Unsicherheit über den Aal dem Umstande zuzuschreiben ist, daß er nur im Meere entweder seine Eier ab- legt oder lebende Junge zur Welt bringt, und da hat natürlich niemand Gelegenheit, den Vorgang zu beobachten.

Die jungen Aale — ob sie nun lebend geboren oder aus Eiern ent- standen sind, verlassen das Salzwasser und begeben sich scharenweise nach den Flüssen. Dabei wissen sie auch scheinbar unüberwindliche Hindernisse zu über- winden und gleiten sogar beträchtliche Strecken über das Land, um eine Sperre in ihrem Wege zu umgehen. — Aller Wahrscheinlichkeit nach legen die Aale Eier, wie nahezu alle Fische; der Unter- schied besteht nur darin, daß sie diese im See- statt im Süßwasser ablegen. Man glaubt, daß die Mutter des Aals nach dem Ablegen des Rogens zugrunde gehe.

Allerlei Wissenswertes.

Die Hand.

Es ist keine neuere Wissenschaft, aus der Form der Hände gewissermaßen Rückschlüsse auf den Menschen zu ziehen. Denn verschiedentlich versuchten schon vor vielen Jahren Psychologen die Seele des Menschen aus der Hand zu ergründen und gelangten hierbei zu ähnlichen Schlüssen, wie sie dem Volke in der Hauptsache bekannt sind. Nur suchten sie eine feinere und gewissen- haftere Auffassung zu geben, die aber nicht selten auch wieder problematischer war. Die hier angeführten Deutungen basieren lediglich auf vollständigen Annahmen. Eine breite, kurze Hand deutet auf praktische, eine schmale, weiße Hand auf ideale Sinnesart. Kalte Hände berühren unangenehm, ebenso schweißige oder solche, die beim Handreichen die Hand des Grüßenden kaum berühren. Wessen Hand durch die andere nur so durchschlüpft, hat einen schwächlichen Charakter, wer dagegen herabhaft zu- greift, hat, wie man sagt, „Kern“. Wer sie gar noch schüttelt, soll aufrichtig sein. Viel wird von einer „Totenhand“ oder „Geisterhand“ gesprochen, und manchen mag es wohl anmuten, als ob er eine solche fasse, wenn die Hand seines Gegenüber weiß, kalt und glatt ist, als sei sie aus Wachs. Frühere Porträt- malar malten die Hände der Abkonter- feiten gewöhnlich viel zu lang, schmal und wächsern, sie wollten damit beim Be- schauer den Eindruck hervorrufen, die gemalte Person sei durch einen be- sonderen Seelenadel und eine vornehme

Lebensauffassung ausgezeichnet. Auch die Form der Finger deutet auf ver- schiedene Anzeichen hin. So sollen stumpfe platte Fingerspitzen auf Geta und kleinlichen Charakter hindeuten, während die zugespitzten Finger auf Grobsäugigkeit hinweisen sollen.

„Philister“.

Der in der akademischen Welt ge- bräuchliche Ausdruck „Philister“ stammt schon aus dem Jahre 1693, wo zu Venedig im Gasthof zum gelben Engel vor dem Lobedat-Lore Streit ausbrach zwischen Bürgern und Studenten und infolge der allgemeinen Schlägerei ein Student tot auf dem Pflaster blieb. Am nächsten Sonntag predigte der Superintendent von der Kanzel heftig gegen diese Tat, indem er sagte: es sei dabei zugegangen, wie es in der Bibel im Buche der Richter geschrieben stehe, Kap. 15, Vers 16: „Philister über dir, Simson!“ Von da ab aber wurden die Bürger Venas „Philister“ tituliert, und diese Benennung ward nach und nach auch von anderen Universitätsstädten und endlich von aller Welt adoptiert.

☪

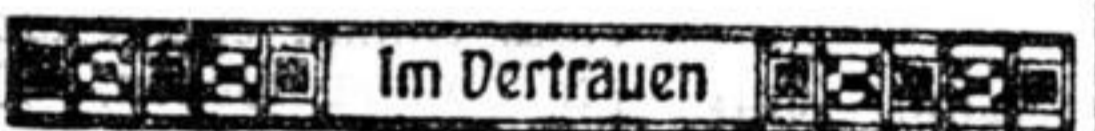
Merks.

Orangenblüten wurden zuerst von den Arabern zu Brautkränzen gebraucht. Der Orangenweig trägt gleichzeitig Blüten und Früchte und wird deshalb als ein Wahrzeichen guten Gedeihens betrachtet.

Die Gesamtzahl der Israeliten der Erde belief sich bei der letzten Volks- zählung auf 11 577 473. Davon lebte die größte Anzahl, 5 215 805, in Rußland. In Oesterreich zählte man 2 676 378, in den Vereinigten Staaten 1 777 185 und in Deutschland 586 948.

Metalle „ermüden“ ganz ähnlich so wie lebende Wesen. Telegraphendrähte z. B. leiten Montags, nachdem sie den Sonntag über mehr geruht haben, ent- schieden besser als Sonnabends, und durch eine dreiwöchige vollkommene Ruhe sollen sie an Leistungsfähigkeit um 10 Prozent gewinnen.

Es gibt Zwiebelpflanzen, die kleine Zwiebelchen zwischen den Blättern ent- wickeln, und es gibt Raupen, denen die jungen Käupchen aus den Poren kriechen (obwohl es sonst der Fall ist, daß die Käupchen aus den Eiern des Schmetter- lings kommen).



Im Vertrauen

Nervöse Kinder.

Die Erwachsenen haben selbstver- ständlich heute das Privilegium, über Nervosität zu klagen. Nur wenn die Erscheinung bei Kindern, und zwar schon im zarten Alter auftritt, ist es tief zu beklagen, aber nicht immer richtig, wenn die Schule allein als Ursache der Nerven- erkrankungen angesehen wird. Die Gründe für die Nervosität der Kinder sind in den überwiegend meisten Fällen an ganz anderer Stelle zu suchen, und sehr bestimmend sprechen hierbei die Reizungen mit, die in der Ernährungs- weise enthalten sind. Je milder die Kost ist, desto gesünder und unbeein- flusst in seinem Nervensystem wird sich das Kind entwickeln. Die meisten Kinder lieben z. B. Fleisch, während Obst, Gemü- se, Eier, Milch und dergleichen für sie viel wichtiger ist. Eine direkte Schädigung der so überaus empfindlichen kindlichen Nerven entsteht aber durch selbst nur kleinste Gaben alkoholischer

Getränke oder durch den regelmäßigen Genuß von Kaffee. Daß dem Kind nicht Wein, Bier oder gar Schnaps gegeben werden darf, ist wohl so selbstverständlich, daß es keiner Erwähnung bedarf. Aber auch Bohnenkaffee ist für das Kind Gift. Das Koffein im Bohnenkaffee ist eines der stärksten Herzgifte, und wenn auch der Erwachsene dann und wann eine Tasse Kaffee genießen darf, ja, sie der notwendigen Anregung halber sogar genießen muß, so ist doch von dem Speisezettel des Kindes der Bohnenkaffee unbedingt zu streichen, da auch der so- genannte schwache „Famillenkaffee“ bei täglichem Genuß nicht ohne Folgen bleibt. Als erstes Frühstück ist für das Kind eine Tasse Milch das Beste oder ein Teller guter, nahrhafter Suppe, und wer seinen Kindern durchaus Kaffee geben will, der begnüge sich wenigstens mit einem unschädlichen Malzkaffee, der aus Gerste bereitet wird und frei von jenen Giften ist, die in der Abbrühung des Bohnenkaffees enthalten sind und dessen eigentlichen Wert für den Genuß ausmachen. Wer so seine Kinder ernährt und daneben für reichlichen Schlaf sorgt, wird sich nicht darüber zu beklagen haben, daß die Kinder nervös sind.

Die Tasche im Frauenkleid.

Ein leises Lächeln sieht man um die Lippen der Modedame spielen, wenn man bei dem modernen Kleid von einer Tasche spricht. Wo sollte die wohl an- gebracht werden, um die Linie des Körpers nicht zu beeinträchtigen! Da ist der Mann besser dran. Wenn man die Taschen eines zum Ausgehen ge- rüsteten Herrn zählen wollte, so würde man wohl fast immer die stattliche Zahl von 12 zusammen bekommen. Da sind außer Uhr, Portemonnaie, Taschentuch und Brieftasche noch Messer, Schlüssel, Taschenkamm und Bürstchen, Spiegel, Zahnstocher, Bleistifte, Streichhölzer, Zigarren- und Zigarettentasche, und für jedes hat der moderne Herr fast eine eigene Tasche; für Fahrkarten und Straßenbahngroschen ist noch besonders gesorgt. Und die Frauen sind auf eine einzige Tasche angewiesen, die sie noch dazu in der Hand tragen müssen; ge- legentlich bleibt diese irgendwo liegen, wird vergessen und die Dame hat noch nicht einmal ein Taschentuch bei sich. Man kann aber Taschen in der Kleidung anbringen, beispielsweise Brusttaschen in losen Jacketts, und auch in den engen Röcken. Sie können ja mit Patten, Verzierungen oder Knöpfen so verleben sein, daß man sie äußerlich nicht sofort bemerkt. Die Hauptsache ist nur: wir haben Taschen im Kleid und können die notwendigsten Dinge unterbringen.

☪

Luftiges aus Kindermund.

Worauf es ankommt. Hans und Evelyn wünschen sich ein Schwesterchen. Hans, der „Große“, schreibt an den Klapperstorch, der die Bitte aber nicht erfüllt. „Wer weiß“, sagt Evelyn andern Tags entrüstet, „wie du da wieder ge- schmiert hast!“

Schulweisheit. Lehrer: „Wer von euch kann mir sagen, welche Leute in den Himmel kommen?“ — „Ja!“ rief ein Knirps, die Hand erhebend. — „So sag' du es, Heinrich.“ — „Die, die ge- storben sind, Herr Lehrer!“

Ungewollter Verrat. Mutter: „Das ist aber nicht nett von dir, Erwin, daß du dich sträubst, die liebe Rosine Lilly zu küssen; gleich gehst du hin und gibst ihr einen schönen Kuß!“ — Erwin (schluckend): „Nein, nein, wenn ich sie küsse, gibst sie mir eine Ohrfeige, wie vorhin dem großen Better.“